

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1915**

170 (24.7.1915) Unterhaltungs-Beilage





# Unterhaltungs-Beilage



Karlsruhe, 24. Juli

des „Volksfreund“

Nummer 170 — 1915

## „A neuche Hets!“

Die Schaffnerin, eine zarte, blonde Frau mit blassen hübschem Gesicht, ging, von einem älteren, ernst dreinblickenden Kollegen begleitet, von Jahrgast zu Jahrgast. Der Tag war heiß, der Wagen bummelt, die Schaffnerin hatte viel zu tun. Auf ihrer Stirn standen in Menge Schweißtröpfchen, ihre Hände zitterten ein wenig, auf ihrem Antlitz lag eine kleine Verlegenheit.

Während sie ihre Arbeit verrichtete, langsam, ungerührt, zuweilen von den freundlichen Ratschlägen ihres Begleiters unterstützt, waren alle Blicke auf sie gerichtet, unbefürchtet neugierige Blicke, und die Lippen der Beobachter verzog ein Grinsen.

„Bitte, wohin?“ fragte die Schaffnerin einen breit-lirigen Herrn, der neben Freund Emil saß.

„Mit Ihna bis ans End' der Welt!“ antwortete er, worauf einige Nachbarn laut aufschrien.

Die Schaffnerin tat, als hätte sie nicht gehört.

„Bitte, was für eine Karte?“ fragte sie mit unbewegtem Gesicht.

„Astern, wann's net ander'tr sein kann... a Bierzehner gradaus... oder na, a Bierzehner Nachsteig'n is m'r lieber!“

Wieder ertönte das Lachen der Nachbarn, diesmal viel stärker, auch einige Nachbarn quetschten mit. Alle Gesichter wendeten sich nach dem lustigen Herrn.

Dieser frunkte, während er, von dem Beifall riesig erfreut, herumblinzelte, umständlich sein Geld aus, legte es dann in die Hand der Schaffnerin, zögerte aber damit, seine Finger wieder zurückzuziehen.

Er suchte die Augen der Schaffnerin.

„Hier Keller kriag i raus und an' freundlich'n Blick als Draufgab!“

Drohendes Lachen. Auf dem rot gewordenen Antlitz der Schaffnerin, die offenbar zu den schüchternen Frauen gehörte, zeigte sich ein gewähltes Lächeln. Während sie sich zum nächsten Jahrgast neigte, lief langsam über ihre Wangen ein großer Schweißtropfen.

„Bitte, wohin?“

„I fahr' mit Ihna, so lang's nur geht!“

„Bitte, lass'n S' die Spahett'ln!“ mahnte der Begleiter der Schaffnerin.

„Wer macht denn mit Ihna Spahett'ln!“ sagt der Er-mahnte.

„Wann S' mi amal dabei d'r'wisch'n, doch i mit Ihna Spahett'ln mach', der'n S' sofort an' Dachmann hol'n!“

Große Lustigkeit in der ganzen Umgebung.

Es dauerte ziemlich lange, bis der schlagfertige Jahrgast und seine Nachbarn ihre Fahrkarten hatten. Der eine bot der Schaffnerin seinen Handspiegel an, der andere hielt sich damit auf, einen Blick über das „Eingewid'n“ gut zu pointieren, der dritte sicherte sich an einem Späßchen über drohende Entgleisungen satt.

Die Schaffnerin schritt weiter, verlegen, rot, ernst.

Einer der Herren glitt ihr mit den Augen nach.

„Wieder a neuche Hets!“ schmunzelte er, beglückte sich an dem Nicken der Nachbarn und sah mit strahlenden Augen auch unserem Freund Emil ins Gesicht.

Der lächelte auch, aber auf die Art, die ihm eigen ist, wenn er sich darauf vorbereitet, seinen frechen Schnabel zu wehen. Er lächelte und meinte:

„I find' nur wieder amal, daß unser Herrgott an' groß'n Liergart'n hat!“

Eine Weile Schweigen, dann eine erbotene Stimme:

„Herr... wie manen S' denn das?“

Freund Emil räusperte sich:

„So grob, wie i's sag'!... Und weil i schon fiedt, daß S' Ihna giff'n, möcht' i glet weiterred'n, damit S' net draus kumman!... Es g'fallt m'r nämlich gar net, daß Sie in der Schaffnerin nur a neuche Hets' seg'n, gar net g'fallt m'r das!... I wach schon, Sie manen's net schlecht, Sie lach'n halt gern, und es is Ihna ganz wurrich, über was S' lach'n!... Aber i möcht' Ihna do frog'n, ob's Ihna no net eing'fall'n is, daß die Frau'n, die Schaffnerinnen wur'n jan, recht a schwere Arbeit auf sich g'mumma hab'n. A Arbeit, die besonders für a Frau a Kleinigkeit is. Und i man' halt allertweil, vielleicht irr' i mi, aber i glaub net... i man' halt allertweil, daß den Frau'n der Dienst viel schwerer g'macht wird, wann jeder, der um bierzehn Heller a Kart'n löst, für die andern Jahrgast a komische Vorstellung gibt, über die alle viel mehr lach'n als die Schaffnerin... I man', es is 's beste, ma löst si sei' Jahrtart'n und hält im übrig'n sein Brotlad'n, so wie ma's junst macht, wann ma a Jahrtart'n lauft. I denk, das wird die Schaffnerinnen in eadnam G'schäft, in dem i ja erst geh'n lernen, viel sicherer mach'n. Viel-leicht hab'n S' recht, wenn S' glaub'n, an a paar Spah-ettel'n liegt nix. Aber wie i Ihner kenn', wern S' an die Spah' nimmer dent'n, mit die S' d'r Schaffnerin 'n Kopf wieder't g'macht hab'n, wann S' später beim Umsteig'n drauffommen, daß Ihna Kart'n, g'fesselt markiert is. I hör' Ihna schon schimpf'n: „No, ja, Weibewirtschaft!“ Und Sie wer'n Ihna a niz drausmach'n, wann die Frau Schaffnerin am Abend ihr Geld zöhl und drauffommt, daß ihr a Krone fehlt. Drum man' i, geb'n S' ihr a Ruach', d'r Schaffnerin! Machen S' ihr kane Verlegenheit'n! Wert'n S' ihr kane Prügel vor die Füll'n! G'fallt S' niz drauf, wann S' an Wog'n voller Leit' über sie zum Nach'n bring'n kömmt'n! V'rdrach'n S' net die Aug'n nach ihr! Lass'n S' i net Spiekruck'n kauf'n! Dent'n S' dran, daß manche ihre Häfel voller Sorg'n hat! An' Win'! Kinder, d'r Mann im Feld!... I glaub', so mach'n S' ihr die Arbeit am leichtest'n!... I kurz und guat, dent'n S' nach, wiast's kumma is, daß die Schaffnerin kriagt hab'n, dann wern S' i net für a neuche Hets' halt'n!“

„Sie hab'n eigentlich recht! murmelte der Mann, an den Freund Emil seine Predigt gerichtet hatte.

„Donnergrenze für Bierzehn-Heller-Umsteigarten!“ rief die Schaffnerin.

Freund Emil stand auf, wendete sich noch einmal an die Nachbarn.

„Schön von Ihnen, daß S' kan' Born auf mi hab'n! Es is besser, Sie giff'n Ihna über die G'meinde Wien, die mit die Schaffnerinnen a Ertrag'schäft mach'n will, indem i eahna, trotzdem i dieselbe Arbeit machen miass'n, weniger zahl't wie an' Schaffner!... Und Sie tuan m'r G'fall'n, wann S' weiter sag'n, was i g'sagt hab'!“ Er stieg aus.

(S. P. in der „Wiener Arbeiter-Zeitung“.)

## Aus feldpostbriefen.

Die zwei Schwarzwälder einen Schützenabteilungen nahmen. Aus der „Killer Kriegszeitung“ wird demnächst im Verlage von B. Kobach u. Co. (Berlin) eine Ausgabe erscheinen. Unter den Schilderungen, die im Felde erlebt, geschrieben und gedruckt sind, befindet sich in dem Büchlein auch folgende, in der ein Hauptmann von der wackeren Tat zweier Schwarzwälder im Oktober in der Gegend von La Bassée berichtet.

Nachmittags 2 Uhr war der Befehl zum Angriff gegeben worden. Die 7. Kompanie begann mit der Attade und hatte dabei bedeutende Verluste durch Geschütz- und Maschinengewehrfeuer. Und nun geschah, wie der Hauptmann erzählt, folgendes: Als der Infanterie- und Artilleriekampf sich zur höchsten Wut gesteigert hatte, die wenigen noch kampffähigen Reste der siebten Kompanie mit noch einigen infanzwischen herangekommenen Teilen der 5. und 8. Kompanie glatt am Boden lagen und sich einzugraben versuchten, erhoben sich zwei Mann der 7. Kompanie und gingen schnurstraks auf den feindlichen Schützen-graben zu. Ganz für sich allein. Sie schauten weder seitwärts noch rückwärts. Nichts Ueberzeitliches war in ihren Bewegungen, keine Hast, kein Laufen oder Stürzen, im Gegenteil, vollkommene Ruhe, Sicherheit und Selbstverständlichkeit. Hierin lag das Pochen, die gewaltige Wirkung, die von diesen beiden Männern, dem Musikleiter Sanger aus Gogelbed im Schwarz-wald und Meserij Scheuble aus dem Schwarzwalddort Biersheim, auf uns überging.

Die Erscheinung dieser im ärgsten Geschloßhagel ruhig und unterseht eingehendenden Männer grenzte an das Wunderbare; denn es schien ausgeschlossen, sich ohne abgeschossen zu werden, vom Erdboden erheben zu können. Ich werde diese Augenblicke höchster, atemloser Spannung, bis sie ihren Weg vollendet hatten, nie vergessen, und sie werden zu den schönsten und erhabensten gehören, die ich je erlebte. Nur wer im gleichen Kampfgewühl und Geschloßhagel gewesen ist, kann die Gewalt des Eindringens dieser Tat nachempfinden. Sie wird wohl nicht viel mehr als eine Minute zu ihrer Ausführung bedurft haben, aber wie dehnt sich diese Minute endlos lang. Wie waren wir mit einem Male diese beiden ans Herz gewachsen, wie erschien mir ihr Schicksal gleich dem meinen! Ruhig schritten sie dahin. Und in dem Maße, wie sie sich entfernten, vorwärts kamen, schienen sie zu wachsen, sich zu vergrößern, bis in das Hellenshafte. Was wird mit ihnen geschehen? Werden sie fallen, werden sie den feindlichen Schützengraben erreichen? Noch sehe ich es, heute wie damals, wie diese zwei immer näher an den Gegner herantraten, wie sie den Drahtverhaub überstiegen, noch einige Schritte vorwärts gingen, die feindliche Brustwehr hinaufschritten, dort einen Augenblick hielten, in den Schützen-graben hineinschauten, die Gewehre umdrehten, mit den auf-gestanzten Seitengewehren hineinschoben. Sie sprangen hinab, verschwandem und wurden nicht mehr gesehen. Was war aus ihnen geworden? Der feindliche Schützengraben war freilich nicht mehr stark besetzt, aber ein einziger Gegner hätte ja ge-nügt, sie abzuschießen. Andere hatten diesen Tapferen nach-eifern wollen, angefeuert durch deren Tat, aber sie waren nicht so glücklich, sie fielen alle, ehe sie noch die Hälfte des Weges zurückgelegt hatten. So blieb denn die Ungewißheit über das Schicksal dieser zwei Tapferen bis zum Abend bestehen. Mit dem Anbruch der Dunkelheit die 7. Kompanie mit den bereits er-wähnten Teilen der 5. und 8. Kompanie den feindlichen Schützen-graben genommen hatte, fand man sie unterseht und bei ihnen 17 gefangene Franzosen, die sie hatten festhalten können. Die übrige Besatzung war beim Sturm ins nahe Dorf entflohen. Einfach an sich ist der Vorgang dieser Tat, aber nichts desto-weniger betrunderungswürdig, um so mehr, als Sanger und Scheuble aus eigenem Entschluß und Kraftgefühl gehandelt hatten.

## Dermisches.

Weiberherrschaft hinter der Front. Aus dem befreiten Tarnow am Dunajec wird über die Verringerung der Geschlechts-verhältnisse während der Kriegerherrschaft berichtet:

Anfangs war der Kosak der Herr der Straße. Dann zogen die Besatzungstruppen weiter. Tarnow blieb tief hinter der russischen Front. In der großen Stadt blieb nichts als das große russische Kommando. Die russischen Behörden hielten ihren Einzug. An Stelle des Kosaken kam der russische Offi-zier. Pariser Parfüm und tschechischer Stallgeruch. Einige hundert gesunde, starke, junge Männer. Im Krieg ist der Sol-dat immer ein Millionär. Er kann sein Einkommen nie ver-brauchen. Kavaliere, elegante Offiziere kamen in die Stadt. Sie streuten das Geld aus. Sie saßen an den weißen Tischen der besten Gasthöfe. Und sie umarmten den weißen Hals der schönsten Kotteten. In den Cafés spielten sie Billard. Auf der Miska Wolowa ipozierten sie. Auf dem Rynek bezpotteten sie die jüdischen Händler.

In Tarnow wurde der russische Offizier Herr und Gebieter des Lebens. Borerst kamen ihm die Weiber für alle, die für jedermann feilen Frauenzimmer, entgegen. Die Russen waren in Tarnow nicht gewalttätig. Sie schändeten keine Frauen, keine Mädchen. So ist es kein Wunder, daß die Frauen sie nicht haßten. Aber auch so kümmerte sich die große Zahl jener Mädchen, die des einzigen Mannes harren, jener Frauen, die liehen ihre Stuben nicht, nicht um sie. Auf der Straße schlossen sie die Augen, wenn sie ihnen begegneten, oder sie ver-lieken ihre Stuben nicht. Jene Frauen aber, die sich ohnehin einem Sturmrazer trauichten, jene Mädchen, die sich ohnehin schon nach einem Männerkuss sehnten, begannen allmählich ihnen in die Augen zu gucken, sie umkreisten sie, und machten Raß für sie.

Die Offiziere wurden in Privatwohnungen untergebracht. Mann und Weib waren nunmehr in die befreiteste Warsene

derselben Wohnung geraten. Ist es ein Wunder, daß in Tarnow die Liebe entstand? Nicht die Liebe des Eroberers und der Besiegten, sondern ganz einfach die Liebe des gefunden Mannes und des gefunden Weibes. Eine ganze Anzahl von Ehen kam zustande in diesen sechs Monaten der russischen Herrschaft. Als nun die russischen Herren jetzt flohen, nahmen sie auch ihre Frauen mit. Viele Tarnower junge Ehefrauen reisen jetzt nach Moskau, Petersburg, Woloska.

Die Stadt, die Massen lebten mit geschlossenen Herzen wäh-rend dieser sechs Monate, aber was künstlich war und leicht zu haben, was ohnehin labst in der Stadt, all dies wendete sich den Russen zu und fiel ihnen in den Schoß.

Während dieses halben Jahres spielte das käufliche Weib eine verblüffend große Rolle. Die Offiziere nahmen Weiber selbst in die „Postknoten“, in die Deckungen, in die Schwarz-waldlinie mit hinaus. Die Kommandanten hielten sich einen gan-zen Harem. Frauen machten eine märchenhafte Karriere. Wer irgend etwas wollte: Beförderung, Freiheit, Luibung, konnte dies meist nur durch die Frauen erreichen. Man konnte fast sagen: die russische Herrschaft war eigentlich eine Weiberherr-schaft. Die Figur des russischen Kommandanten Oberstleu-tnant Markelitsch gemahnt hier und da für einen Moment an die Erscheinungen Ludwig XV. oder Augustus von Sachsen. Und kaum sieht man sich jetzt in der sonnenbeschienenen Stadt um, fliegen einem schon tausend irrende Nachrichten, Erzäh-lungen über eine Tarnower Kompanie zu.

Derbe nach dem Kriege. Die Zahl der Pferde, die in einem Kampfe fallen, ist meist ganz unvorstellbar hoch. So stellte sich, wie ältere Berichte besagen, bereits im ameri-kanischen Bürgerkrieg, als die Feuerwaffen noch lange nicht die verheerende Wirkung wie in unserm Kagen besaßen, der Verbrauch an Pferden allein während des letzten Jahres auf 190 000 Stück. Im Verlauf des Burenkrieges hatten die Eng-länder Erfolg für nicht weniger als 100 000 Pferde nötig, den sie durchweg in den Vereinigten Staaten aufkauften. Nach übereinstimmenden Nachrichten bleiben diese Zahlen aber hinter denen des jetzigen Krieges noch weit zurück. In England und Frankreich sind bereits die meisten Kriempferde des Europäischen Turkes ausgegeben. Dazu kommt noch, daß sogar im Maßstab keinesfalls alle Pferde für Militärszwecke in Betracht kommen; so zeigt z. B. eine amerikanische Statistik, daß von den 23 000 000 in Amerika nachgewiesenen Pferden nur ein sehr geringer Pro-zent „militärlauglich“ ist. Die meisten sind entweder leichte Wagenpferde, die der Kraft und Ausdauer ermangeln, die man von einem Militärpferde verlangt, oder es sind langsame, schwere Zugtiere. Man geht deshalb auch in Amerika mit Eiser daran, in eigens dazu gegründeten Remontestationen und Zuchtfarmen einen neuen, möglichst großen Stamm tüchtiger Kavalleriepferde aufzuzüchten, die dann nach Europa ausgeführt werden und hier die Verluste des Krieges wieder ausgleichen sollen. Und die Amerikaner haben die Züchter, daß sie allen eintägigen Versuchen der kriegführenden Länder gegenüber, sich aus den noch vorhandenen eigenen Beständen Ersatz zu ziehen, im Vor-teil bleiben werden. „Denn“, sagen sie, „Europa muß nach dem Krieg Pferde importieren und die importierten Pferde werden ebenso wie alle andern ausländischen Gegenstände dem im In-lande erzeugten vorgezogen werden.“

Umgekehrte Welt. Während jetzt fast ganz Europa un-mittelbar am Kriege teilnimmt, entfernt sich Amerika mit Aus-nahme des durch innere Unruhe erschütterten Mexikos, weni-gens bis jetzt noch, des Friedens. Vor 50 Jahren war es ge-rade umgekehrt: Europa hatte Frieden, in Amerika aber dröhnte vom Norden bis zum Süden und ringum an den Küsten der Donner der Schlachten. Der Bürgerkrieg, der seit 1861 in der Union tobte, wurde erst im Jahre 1866 beendet, als der Gene-ral Johnston am 27. April mit dem Reste der föderalistischen Truppen bei Rapids gegen Sherman kapitulierte. In Folge-dauerte der Kampf gegen das Kaiserium Maximilians fort. Die kleinen Staaten Mittelamerikas wurden zwar von dem sie alle mehr oder weniger beherrschenden Diktator Gache-malos, Carrera und nach seinem Tode (15. April 1866) von seinem Nachfolger Cerro mit eiserner Faust in Ruhe gehalten. Deho toller aber ging es in Südamerika her. Den erst am 27. Januar 1866 beendeten Krieg zwischen Peru und Spanien nahm das wegen seiner offen beständigen Sympathie mit Peru von Spanien zur Redenshaft gezogene Chile noch in dem-selben Jahre wieder auf, indem es nicht nur Peru, sondern auch Bolivien und Ecuador zur Beteiligung an dem neuen Waffengang betrug. Nach der glücklichen Abwehr des spani-schen Bombardements auf Callao (2. Mai 1866) brach indes Spanien diesen Krieg ab. Sehr viel länger dauerte und viel verwickelter wurde der Krieg, der 1866 zwischen Bra-silien und Paraguay ausbrach. Brasilien hatte 1864 in die inneren Verhältnisse Uruguays eingegriffen. Dadurch in seinen Interessen bedroht, griff Paraguay unter dem Diktator Lopez Brasilien an. Uruguay schloß sich sogleich an Bra-silien an. Das gleiche tat Argentinien, durch einen An-griff Lopez auf Corrientes verletzt. Erst Lopez' Tod, infolge eines Ueberfalls der Brasilianer auf sein Lager, am Liquidaban (1. März 1870) brachte den Frieden an. Paraguay war so ruiniert, daß es die Kriegskosten nicht zahlen konnte, wodurch wiederum die Finanzen Brasiliens, das die Hauptlast des Krie-ges getragen hatte, so gerüttelt wurden, daß die Staatsbankrott auf fast zwei Millionen Mark stieg.

## Heiteres.

Aus Chiasso, der italienisch-schweizerischen Grenzstation an der Gotthardbahn, wird der „Neuen Zürcher Zeitung“ geschrie-ben: Auf dem Bahnhof in Como passierte nach der Er-zählung eines Beteiligten folgende amüsante Geschichte: Eine Gesellschaft, die aus drei Schweizern, acht Oesterrei-chern und einigen Deutschen bestand, befand sich auf der Weise von Mailand nach der Schweiz. In Como wurden alle der Weiberteil vorgeführt. Die Schweizer erhielten die Erlaubnis zur Weiterreise, während die Oesterreicher und Deutschen zur-ückbeordert wurden. Bis zur Wärfert der Zuge erblickten alle aufeinander einen Barometerum im Wahnwoge zugeföhren, den ein Beamter sorgfältig ablesend und bewachte. Mählich schied den Beamten ein gewisses Bedürfnis ankommen zu sein. Er ent-fernte sich und schloß die Türe sorgfältig hinter sich ab. Unter-dessen war der Zug nach Chiasso eingezogen. Ein nichtschäme-der Portier öffnete die Türe nach dem Wahnwoge und forderte die Gesellschaft mit lautstarkender Stimme auf, schwe-riest einzusteigen. Als der Wahnwoge zurückkam, fand er den Saal leer, die Insassen waren unterdessen bereits gemächlich in Chiasso eingetroffen und freuten sich nicht übel des unver-hofften Wunders.